

Emanuel Geibel.

(Zum 17. Oktober 1915, dem 100. Gedenktag seiner Geburt.)

„Niemals magst du reinen Mutes
Schönes hören, Gutes tun,
Wenn dir Schönes nicht und Gutes
Auf demselben Grunde ruhn.“
(Geibel, „Sprüche“.)

Nicht dem eitlen Prunk einer rauschenden Jubelfeier sollen diese Zeilen dienen, sie wollen vielmehr zu einer ernsten Selbstforschung mahnen, ob wir dem Dichter gegenüber die heilige Pflicht der Dankbarkeit gewahrt haben. Dankbar heißt doch nur, wer der Schuld gegen einen Wohltäter gerne gedenkt. Einem edlen Sänger aber lohnt nicht ein marmorner Denkstein oder erzenes Bildwerk, sondern nur die Treue, womit die Nachfahren anhänglichen Sinnes auf den Pfaden vorschreiten, die der Finder und Bahner durch Dornen und Dicke gebrochen hat. Unter den Pfadfindern und Bahnbrechern des vergangenen Jahrhunderts steht Geibel nicht an letzter Stelle, und so muß sich die ernst gemeinte Weissage aus der tief ergreifenden Grabrede, die vor 30 Jahren Pastor Lindenbergs dem Dichterheim hielt, von neuem erfüllen: „Solange noch unsere Kinder mit Jubel die Knospen des Mai begrüßen und die Wolken wandern sehen am himmlischen Zelt, solange noch deutschen Jünglingen, deutschen Männern das Herz aufgeht beim Gedanken an das Vaterland, das ‚eine, große, wundervolle‘, solange noch Tiefe und Reinheit des Gefühls die Zierde deutscher Weiblichkeit ist, solange noch ernste deutsche Gemüter das Geheimnis der Sehnsucht, ‚das Heimweh nach der Ewigkeit‘ empfinden — so lange wird Emanuel Geibel, der fromme deutsche Sänger von Gottes Gnaden, in den Herzen unseres Volkes unvergessen bleiben.“ Wem aber dieser markige „Beichtspiegel“ für seine Selbstforschung zu sehr von der freundschaftlichen Verehrung eingeegeben scheint, der mag die ruhige Rede zu Grunde legen, die kein Geringerer als Wilhelm Scherer zur Gedächtnisfeier des dahingefiedeten Dichters in Berlin gehalten hat. Überzeugender, als es hier geschieht, kann wohl nicht ausgeführt werden, wie Geibel im Leben „die gewaltige Botschaft von dem Werte der Poesie, von dem Glanz unserer Sprache, von dem Priestertum der Kunst verkündete“, und wie er „auch nach seinem Tode ein Wegweiser und Zielzeiger, ein Führer, ein Erzieher, ein Lehrer seines Volkes bleiben werde: ein Führer zur Schönheit, ein Erzieher zum Maß, ein Lehrer der Form“. Scherer hat in seiner geistreichen Art den innersten Kern von Geibels Wesen und Wirken schön und scharf gezeichnet: die geschlossene Weltanschauung und eine tiefgründige Vaterlandsliebe; darin liegt seine Vorbildlichkeit.

Der äußere Lebensgang Geibels läßt sich recht anschaulich an der Hand seiner Dichtungen darstellen. Die Heimat — „kein Land ist ihm so süß als das machtvolle Lübeck, die hochgeiebelte Vaterstadt“ — und der „Erfolg des Vaters“ und „der Mutter heiter Gemüth“ und das „fabelhaft Entzücken“ der Kindesjahre leben dem Dichter in stets dankbarer Erinnerung. In seinen idyllischen „Schulgeschichten“ gedenkt er nicht nur seiner Jugendfreunde E. Curtius, Niebuhr,

Bißmann und Wattenbach, sondern auch der Lehrer, die ihm die frohe Begeisterung für das klassische Altertum als Lebensgewinn in sein leicht empfängliches Herz pflanzten. Nach glänzend bestandener Reifeprüfung sollte er Theologie als Lebensfach wählen und bezog zwanzigjährig die Hochschule in Bonn, mit der reizenden Umgebung am „grünen“ Rhein — „o heiliger Strom, behüt dich Gott!“ Aber schon nach einem Jahre vertauschte er Bonn mit Berlin, um sich nach eigener Neigung der Philologie zu widmen. Hier fehlte zwar „die Natur, Wiese, Wald und Wasser“, dafür aber wuchs der Freundeskreis und erfüllte sich durch Vermittelung Bettinas von Arnim der lang gehegte Wunsch, „auf hellenischem Grund die Sonne Homers zu schauen“. Der zweijährige Aufenthalt im Lande der Griechen zugleich mit seinem anregenden Gefährten Curtius schuf Geibel zum Dichter um, wie sein „ernstes Gelübde“ bezeugt:

„Mutig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt.“

Was er hier gewann, anerkannte er dankbar in einem seiner „Dissichen aus Griechenland“:

„Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden verdank ich's;
Doch das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt.“

Im Jahre 1840 kehrte er wieder in die Heimat zurück, des Wiedersehens froh, wie er es aufjubelnd schildert:

„Denn was immer die Welt mir köstliches draußen geboten,
Süßer empfand ich das Glück, wieder zu Hause zu sein.“

Jetzt begannen seine „gesangerfüllten Wanderjahre“, bis ihn (1852) Maximilian II. nach München berief. Da gründete er — „ein seliger Mann“ — mit seiner „Ada“ ein leider nur zu kurzes Familienglück, das der Tod nach kaum drei Jahren (1855) zerstörte. Neun Jahre später starb auch sein edler Förderer, dem er dankerfüllten Herzens in dem tief empfundenen Gedicht „Am Ostersamstag“ (1864) ein dauerndes Denkmal gesetzt hat. Bei dem Nachfolger fiel der Dichter durch seine bekannte Begrüßungsode an den König von Preußen völlig in Ungnade. Er zog sich ohne Groll in seine Vaterstadt zurück, wo ihn am 6. April 1884 ein sanfter Tod von langjährigen Leiden erlöste. Das dankbare Lübeck hat seinem großen Sohne ein Standbild errichtet und nach ihm den „Geibelplatz“ benannt, und jetzt betreibt eine Geibel-Vereinigung die Pflege seiner Dichtungen und will zur 100. Geburtstagsfeier eine Geibel-Ausstellung veranstalten.

W. Scherer hat den Dichter „eine geschlossene Persönlichkeit“, „einen Priester nicht bloß des Schönen, sondern auch des Guten“ genannt, den „Festigkeit und Treue nie verließen“, „der nie den vorübergehenden Forderungen der Mode gedient, nie dem Geschmack der Menge geschmeichelt, sich nie zum Sklaven einer literarischen Parteimeinung gemacht hat“, „der der sittlichen Mission der Poesie stets treu geblieben ist“, „dessen reines und richtiges politisches Denken in Poesie auffing“. Diese weiten Umrisse lassen sich leicht durch Einzeichnung kleinerer Züge, die sich dem Leser der Gedichte ungeföhrt in Fülle darbieten, zum lebendigen Bilde vervollständigen. Welch eine demutsvolle Lebensauffassung spricht

aus dem innig aufrichtigen „Gebet“ mit dem Grundton: „Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!“ Und was der Dichter in einem der „Sprüche“ von jedem Menschen fordert, hat er selbst erfüllt:

„Streb‘ in Gott dein Sein zu schließen,
Werde ganz, so wirst du stark:
All dein Handeln, Denken, Dichten
Quell‘ aus einem Lebensmark!“

Seinen Sängerberuf hat er in dem Gedicht an Friedrich Wilhelm IV. gekennzeichnet:

„So helfe Gott mir, daß ich walte
Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,
Dß ich getreu am Banner halte
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.“

Wie er das eheliche Lebensglück aufsäzte, steht in einem der Briefe aus Karlsbad an seine „Ada“: „Das ist ja der höchste Segen des Ehestandes, daß einer den andern auch innerlich heben und tragen, daß einer dem andern täglich besser, reiner und himmlischer werden soll.“ Die zahlreichen und am meisten bekannten Lieder über Naturbetrachtung sind nichts anderes als eine lebendige Predigt der Allmacht und Liebe Gottes. Ebenso tief religiös aufgefaßt klingen die vielen Anempfehlungen von stütlichen Tugenden, wie beispielsweise der Reinheit:

„Sei nur rein wie der Schwan, und es sprossen von selber die Flügel
Dir zu begeistertem Schwung hoch an den Schultern empor“,
oder der Entzagung und des Gebetes:

„Wer dem Genuß nachjagt, der schmiedet sich selber die Fessel;
Freiheit findest du nur, wenn du Entzagen gelernt. —
Strecke die Hand nur empor im Gebet! Gott faßt sie von oben,
Und die Verführung durchströmt dich mit geheiligter Kraft.“

Am innigsten aber hat er dargestellt, wie ein Mann auch den schwersten Schicksalsschlag gottergeben ertragen muß, da er den Verlust „des Teuersten, was er auf Erden besaß“, seiner „Ada“, beweint und dann schließt:

„Durch die Schatten des Grams wie ein Strahl bricht plötzlich der Glaube,
Der im Schwersten den Schluß waltender Liebe noch ahnt.“

An die rein religiösen Gedichte, wie „Weihnacht“, „Östermorgen“, „Pfingsten“, „Vom Beten“ u. a., soll nur noch kurz erinnert sein, um den Beweis vollkommen erbracht zu haben, daß Geibel eine durch und durch christlich fromme Mannesnatur gewesen ist. Im sog. Kulturmampf der siebziger Jahre hat er leider aus übertrieben mißverstandener Begeisterung für das neue Deutsche Reich einige scharfe Sprüche gegen Rom verfaßt, die 1896 aus dem „Nachlaß“ veröffentlicht wurden.

Auf dem Gebiete der vaterländischen Lyrik hat Geibel eine bleibende Bedeutung. Er ist nach Schenckendorf unser edelster „Kaiserherold“. Was Deutschland in drei Jahrzehnten an Hoffnung und Schmerz bewegt hat, findet sich alles

in seinen Liedern zusammengefaßt. Die Liebe zum Vaterland steht in seiner frühesten Begeisterung begründet:

„Seit zum Jüngling ich erstand
Aus der Kindheit Traume,
Dir gehör ich, Vaterland,
Wie das Blatt am Baume.“

All diese Lieder, angefangen von „Friedrich Rotbart“ bis „Zur Friedensfeier“ am 18. Juni 1871, sind mehr oder weniger noch in treuer Erinnerung, viele davon, wie das „Kriegslied“ aus dem Juli 1870: „Empor mein Volk, das Schwert zur Hand“ und die Siegeshymne „Am 3. September 1870“, waren volkstümlich geworden und haben ihn damals wie noch jetzt nicht bloß zum Liebling der deutschen Jugend gemacht, sondern ihm auch den Dank seines Kaisers verdient. „Es ist das schöne Vorrecht des Dichters“, schrieb ihm Kaiser Wilhelm I. im November 1871, „das, was die Nation als erhabenstes Ziel ihrer Wünsche im Herzen trägt, mit prophetischer Begeisterung zum Ausdruck zu bringen“, und der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen hat in einem Trauerbrief nach dem Tode des Dichters geäußert: „Ihm gebührt der Ruhm, als echter Herold des Reiches die Wiederherstellung desselben und des Kaiserthums besungen zu haben.“

Mit der Hundertjahrfeier von Geibels Geburt fällt als ein zwar nebensächliches, aber doch bedeutsames Ereignis zusammen, daß nach 30 Jahren seines Todes seine Werke frei geworden sind und deshalb die weiteste Verbreitung erwarten dürfen. So ist die achtbändige Ausgabe der gesammelten Werke bei Cotta im Preis bedeutend herabgesetzt worden, und ausgewählte Veröffentlichungen haben Hesse, Reclam und Habel begonnen. Die zweibändige Auswahl von Dr. Franz Drexl¹ verdient deshalb eine besondere Beachtung, weil der I. Band die Gedichte Geibels geschmackvoll ausgesucht in ganz selbständiger Gruppierung bringt: Lieder (S. 1—116), klassisches Liederbuch (S. 117—138), Übersetzungen französischer Lyrik (S. 139—154), Zeitsstimmen (S. 155—177), Heroldsrufe (S. 179 bis 196), Sonette (S. 197—212), Balladen und Erzählungen (S. 213—290), Distichen (S. 291—298), Erinnerungen aus Griechenland (S. 299—305), Sprüche (S. 306—313), Gnomen (S. 314—319). Der II. Band enthält die vier Dramen „Brunhild“, „Echtes Gold wird klar im Feuer“, „Sophonisbe“ und „Meister Andrea“. Ganz eigenartig sind die Anmerkungen in der Art eines kurzen Wörterbuches jedem Bande angefügt. Ob sich „Brunhild“ für die Schule eigne, wie E. Hersford befürwortet², mag doch des bedenklichen Stoffes wegen billig bezweifelt werden. Im übrigen ließe sich diese Auswahl für Schule und Haus empfehlen. Hoffentlich wird die zweifellos zeitgemäße Geibel-Feier nicht den alten Untersuchungseifer über des Dichters „Verwertungen“ fremder Quellen

¹ Habel (Regensburg) 1915, I. Bd 334 S., II. Bd 331 S., je M 1.50.

² Wissenschaftliche Beilage zum Thorner Jahresbericht 1905, Progr. Nr 44; die Abhandlung hat so ziemlich alles benutzt, was bis zu dem Jahre über Geibel geschrieben war.

neu aufleben machen; solche Arbeiten mögen gut gemeint sein, den Ruhm Geibels vermehren sie schwerlich. Der Dichter selbst hat ihnen das Urteil gefällt:

„Woher ich dies und das genommen? —
Was geht's euch an, wenn es nur mein ward.
Fragt ihr, ist das Gewölb' vollkommen,
Woher gebrochen jeder Stein ward?“

Schließlich wäre es zu wünschen, daß eine gerechte Werteinschätzung der Geibel'schen Dramen sich allenthalben bewähre, und daß man sich dabei erinnere, was Männer wie Scherer und O. Ludwig als ihr Kunsturteil darüber ausgesprochen haben.

Am fürzesten und zugleich am treffendsten hat Leuthold Geibels Bild gezeichnet:

„Ganz kennst du unsere Zeit, doch, fremd der Spaltung
Der wogenden Partei'n und ihrem Toben,
Hast du gewendet deinen Blick nach oben
In selbstbewußter, priesterlicher Haltung!

Ein schönes Bild harmonischer Entfaltung
Hast du uns, Unvergänglicher, gewoben
Und einmal noch auf ihren Thron gehoben
Die Kunst durch formvollendete Gestaltung.

Das Lied ist dir wie wenigen gelungen,
Die ernste Weisheit auch ward dir gegeben:
Du holst den goldenen Schatz der Nibelungen.

Nicht einer Zeit, die rasselt, gilt das Streben
Des Dichters, der für alle Zeit besungen
Das, was unendlich ist im Menschenleben.“

Nikolaus Scheid S. J.



Gegründet 1865
von deutschen
Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Müllermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Kroze S. J., R. v. Rostitz-Miebeck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.
Verlag: Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.